

Hl. Edith Stein

Vortrag von Ulrich Dobhan OCD

"Vom radikalen Unglauben" zum "wahren Glauben"

Es ist inzwischen ein – auch in vielen Sprachen verbreiteter – Allgemeinplatz, dass Edith Stein im Alter von 14 Jahren im Hause ihrer Schwester Else Gordon in Hamburg ihren jüdischen Glauben aufgegeben habe und Atheistin wurde, aber in jener sagenumwobenen Nacht in Bergzabern, im Sommer 1921, bei der zufällig gewählten Lektüre der Selbstbiographie der hl. Teresa von Ávila, gläubig wurde und ausgerufen habe: „Das ist die Wahrheit,“ dass also in diesem Moment aus der Atheistin eine christlich gläubige Frau geworden sei. Heute wissen wir, dank eines viel besseren Informationsstandes, dass es ein sehr viel differenzierterer Prozess gewesen ist.

1. Leben in einer inneren Welt

Für die Frömmigkeit Edith Steins in ihrem Kindes- und Jugendalter war nicht ihre fromme Mutter die prägende Gestalt, sondern ihre eigene innere Welt. Das zeigt sich an folgenden Selbstzeugnissen von ihr, die zugleich auch beweisen, dass Edith Stein durchaus fromm war.

"In meinem Innern gab es noch eine verborgene Welt"

"Ich führte von frühester Kindheit an ein merkwürdiges Doppelleben und machte für den äußeren Betrachter unbegreifliche, sprunghafte Umwandlungen durch. In den ersten Lebensjahren war ich von einer quecksilbrigen Lebhaftigkeit, immer in Bewegung, übersprudelnd von drolligen Einfällen, keck und naseweis, dabei unbezähmbar eigenwillig und zornig, wenn etwas gegen meinen Willen ging. ... Das war es, was meine Angehörigen für gewöhnlich äußerlich an mir beobachten konnten. Aber in meinem Innern gab es noch eine verborgene Welt. Was ich am Tage sah und hörte, das wurde dort verarbeitet. Der Anblick eines Betrunknen konnte mich tage- und nächtelang verfolgen und quälen. ... Wenn in meiner Gegenwart von einer Mordtat gesprochen wurde, lag ich nachts stundenlang wach, und das Grauen kroch aus allen dunklen Ecken auf mich zu. Ja, ein etwas derber Ausdruck, den meine Mutter einmal in meiner Gegenwart erregt aussprach, schmerzte mich so, dass ich die kleine Szene (eine Auseinandersetzung mit meinem ältesten Bruder) nie vergessen konnte. Von all diesen Dingen, an denen ich heimlich litt, sagte ich niemandem je ein Wort. Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass man über so etwas sprechen könnte." Edith wusste schon als Kind, dass es, um mit Teresa von Ávila zu reden, "in uns noch etwas unvergleichlich Kostbareres gibt als das, was wir von außen sehen. Stellen wir uns doch nicht vor, wir seien innen hohl...".

Leben "aus einer mir selbst unbekanntem Tiefe"

Der oben genannten „verborgenen Welt“ in ihrem Innerem entspricht die Tatsache, dass durch eine veräußerlichte Frömmigkeit in ihrem Inneren, wo sie so eigentlich lebte, nichts in Bewegung oder Schwingung kam. Sie sagt von sich: "Ich konnte nicht handeln, solange kein innerer Antrieb vorhanden war. Die Entschlüsse stiegen aus einer mir selbst unbekanntem Tiefe empor. Wenn so etwas einmal ins helle Licht des Bewusstseins getreten war und feste gedankliche Form angenommen hatte, dann ließ ich mich durch nichts mehr aufhalten; ja ich hatte eine Art sportlichen Vergnügens daran, scheinbar Unmögliches durchzusetzen." Diese Art von Frömmigkeit, die eine ausgeprägte innerliche Eigenständigkeit offenbart, hatte ihre Folgen, besonders für die Beurteilung der jüdischen Frömmigkeit in ihrer Umgebung.

2. Die Verabschiedung der Religiosität des Judentums

Dieser eigenständigen innerlichen Frömmigkeit entspricht es, dass Edith mit dem Judentum, so wie sie es damals wahrnahm, nichts anfangen konnte, wie sie mehrfach selbst sagt.

"Etwas Tröstendes enthielten sie nicht."

So schreibt sie über die Beerdigung eines Onkels: "Der Rabbiner begann die Leichenrede. Ich habe viele solcher Reden gehört. Sie warfen einen Rückblick auf das Leben des Verstorbenen, hoben hervor, was er Gutes getan, und rührten damit den ganzen Schmerz der Angehörigen auf; etwas Tröstendes enthielten sie nicht. Es wurde zwar mit feierlich erhobener Stimme gebetet: ‚Und wenn der Leib zu Staub zerfällt, so kehrt der Geist zu Gott zurück, der ihn gegeben.‘ Aber dahinter stand kein Glaube an ein persönliches Fortleben und an ein Wiedersehen nach dem Tod." Ähnlich schreibt sie über das Paschafest im Familienkreis: "Überhaupt litt die Weihe des Festes darunter, dass nur meine Mutter und die jüngeren Kinder mit Andacht dabei waren. Die Brüder, die anstelle des verstorbenen Vaters die Gebete zu sprechen hatten, taten es in wenig würdiger Weise. Wenn der ältere nicht da war und der jüngere die Rolle des Hausherrn übernehmen musste, ließ er sogar deutlich merken, dass er sich innerlich über all das lustig machte." Edith Stein erlebte, außer an ihrer Mutter, nur noch bei einer Tante, dass sie "den Glauben der Eltern bewahrt hatte und für die Erhaltung der Tradition sorgte, während bei den anderen der Zusammenhang mit dem Judentum von der religiösen Grundlage gelöst war. Sie stand einsam in ihrer andersgearteten Umgebung."

"talmudistische Spitzfindigkeiten"

Darüber berichtet sie im Zusammenhang mit einem Studienkollegen, Eduard Metis: "Eines Tages, als ich mit ihm unterwegs war, hatte ich in einem Hause etwas zu erledigen. Ich gab ihm vor der Haustür schnell meine Aktenmappe zum Halten und ging hinein. Zu spät fiel mir ein, dass es Samstag sei und dass man am Sabbath nichts tragen dürfe. Im Torbogen fand ich ihn geduldig wartend. Ich entschuldigte mich, dass ich ihn in meiner Gedankenlosigkeit zu etwas Verbotenem genötigt hätte. "Ich habe nichts Verbotenes getan", sagte er ruhig, "nur auf der Straße darf man nichts tragen; im Hause ist es erlaubt." Darum war er im Eingang stehen geblieben und hatte sich sorgfältig gehütet, einen Fuß auf die Straße zu setzen. Das war eine der talmudistischen Spitzfindigkeiten, die mich abstießen."

Bei all diesen Bekenntnissen stellt man sich zu Recht die Frage, warum sie nicht wahrgenommen hat, wie ihre Mutter ihren Glauben sehr ernst genommen und daraus Kraft und Hoffnung für ihr Leben gewonnen hat. Edith Stein charakterisiert diese mit dem ihr zugeschriebenen Satz – für sie eine Art Gottesbeweis: "Ich kann mir doch nicht einbilden, dass ich alles, was ich erreicht habe, meiner eigenen Kraft verdanke." Die Antwort liegt u. a. darin, dass sie über das, was in dieser Tiefe vor sich ging, nicht einfach verfügen konnte, wie sie sagt, und das bedeutet, dass die religiöse Frage des entsprechenden Zeitpunkts bedarf. In diesem biographischen Kontext muss auch ihre Entscheidung gesehen werden, sich das Beten abzugewöhnen.

"Ich habe mir das Beten ganz bewusst und aus freien Stücken abgewöhnt."

Ausgehend von dieser inneren Welt, wo Edith verarbeitete, was sie am Tage sah und hörte, wo sich also ihr eigentliches Leben abspielte, ist ihre Entscheidung, „mir das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss“ abzugewöhnen, die sie als Mädchen mit 15 Jahren getroffen hatte, nachvollziehbar, ja geradezu folgerichtig. Sie berichtet: „Ich war auf einen sehr engen Kreis

eingeschränkt und lebte noch viel ausschließlicher in meiner inneren Welt als zu Hause. So viel die häusliche Arbeit es erlaubte, las ich. Ich hörte und las auch manches, was mir nicht gut tat. Durch das Spezialfach meines Schwagers kamen manche Bücher ins Haus, die nicht gerade für ein Mädchen von 15 Jahren berechnet waren. Außerdem waren Max und Else völlig ungläubig, Religion gab es in diesem Hause überhaupt nicht. Hier habe ich mir auch das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss abgewöhnt."

Auf dieser Bemerkung Edith Steins über sich selbst gründet ihr „Atheismus“, den man in fast allen Biographien findet, meines Erachtens völlig zu Unrecht. Susanne Batzdorff, Edith Steins Nichte, ordnet dieses Bekenntnis Edith Steins richtig ein: "Aus diesem einfachen Satz haben mehrere Biographen und Interpreten den Schluss gezogen, dass Edith Stein im Alter von fünfzehn Jahren Atheistin geworden sei. Meiner Meinung nach wird damit dieser kurzen Bemerkung viel zu viel Gewicht beigemessen. Zum einen sagt Edith nur, sie habe aufgehört zu beten. Wir wissen nicht, was für Gebete damit gemeint sind. Waren dies kindliche Gebete, welche nun plötzlich an Bedeutung verloren hatten oder für eine Jugendliche, die zum ersten Mal fern von zu Hause war, nicht mehr passten? Zum anderen ist es ganz natürlich, dass ein junges Mädchen, das nach Wahrheit sucht, so wie es Edith ihr Leben lang getan hat, zwangsläufig mit Zweifeln und Ungewissheiten zu kämpfen hat. Während sie heranwuchs, musste Edith zahlreiche Umbrüche in ihrer Gedankenwelt erleben. Dass eine Fünfzehnjährige nicht betet, kommt wahrscheinlich sehr viel häufiger vor, als dass sie diese Tatsache in sich selbst wahrnimmt und kommentiert." Meiner Meinung nach muss diese Entscheidung Edith Steins positiv als Entwicklungsschub hin zu einer eigenständigen Persönlichkeit gedeutet werden, indem sie sich von dem in ihrer Kindheit erlernten, aber nie verinnerlichten Glauben und seinen Riten emanzipierte, als sie "noch viel ausschließlicher in meiner inneren Welt als zu Hause lebte." Dieser innerlichen Entwicklung entspricht die äußerliche: "Körperlich entwickelte ich mich rasch und kräftig; das schwächliche Kind entfaltete sich zu fast frauenhafter Fülle."

"religiös nicht ergriffen"

Nachdem Edith Stein wieder nach Breslau zurückgekehrt war und ein glänzendes Abitur abgelegt hatte, immatrikulierte sie sich im April 1911 an der Alma Mater ihrer Heimatstadt. Da machte sie im Rahmen des Studiums des Althochdeutschen an der Breslauer Universität im Sommersemester 1912 ihre erste Bekanntschaft mit dem Evangelium: "Tatians Evangelienharmonien und etwas später Ulfilas Bibelübersetzung vermittelten mir die erste Bekanntschaft mit dem Evangelium (abgesehen von den Bruchstücken, die ich in den Schulandachten kennengelernt hatte). ... Ich wurde aber damals nicht religiös davon ergriffen. Auch bei Kaethe Scholz [eine protestantische Mitstudentin] habe ich nicht bemerkt, dass die Schrift für sie etwas Heiliges bedeutet hätte. Die Verschiedenheit der Konfession und Abstammung störte unsere Freundschaft nicht und wir hätten über religiöse Fragen ebenso offen wie über andere gesprochen, wenn sie uns bewegt hätten." Ein ähnlicher Mangel an Sensibilität für Religiöses klingt auch aus ihren Worten, mit denen sie ihren Weg zur Universität beschreibt: "Ich wählte gern den Weg über die Dominsel. Ich fühlte mich dort wie in einer Welt der Stille und des Friedens und wie in längst vergangene Jahrhunderte zurückversetzt. In die schönen Kirchen aber ging ich nicht hinein, vor allem nicht, wenn Gottesdienst war. Ich hatte ja dort nichts zu suchen und hätte es taktlos gefunden, andere in ihrer Andacht zu stören. Ein einziges mal war ich mit Julia Heimann während einer Freistunde in der Matthiaskirche, die an die Universität angrenzt und früher zu ihr gehörte."

Wir können sagen: Solange Edith Stein in Breslau war, bewegte sich in ihrer religiösen Entwicklung kaum etwas. Sie lebte ihre Religiosität in ihrer eigenen inneren Welt, so dass das Aufgeben ihrer Kindergebete nur ein konsequenter Schritt war. So war sie nicht sensibel für das religiöse Vorbild ihrer Mutter – vielleicht auch, weil sie sie bei aller Bewunderung als "Matriarchin"

erlebte –, noch für andere religiöse Impulse aus ihrer alltäglichen Umgebung, die in Breslau, einer einst österreichischen Stadt mit reicher katholischer Tradition, nicht fehlten.

3. Der "radikale Unglaube"

Während ihrer Exerzitien mit P. Johannes Hirschmann SJ vom 3. bis 11. September 1941 notiert Edith Stein für den 6. September unter dem Titel "Anregungen im Gebet" folgendes Bekenntnis: „Zustand meiner Seele vor der Konversion: Sünde des radikalen Unglaubens. Rettung rein durch die Barmherzigkeit Gottes ohne eigenes Verdienst. Dies oft erwägen, um demütig zu werden." Wann war Edith Stein radikal ungläubig, und worin bestand ihr "radikaler Unglaube" ? Es war wohl ab der Hamburger Zeit, also von Mitte April 1906 bis März 1907, bis in die Göttinger Zeit hinein, die mit ihrem Umzug dorthin am 17. April 1913 begann und praktisch mit ihrem Staatsexamen am 14./15. Januar 1915 endete.

"Alles an mir ist recht"

Worin bestand Edith Steins "radikaler Unglaube"? Sicherlich nicht in moralisch-sittlichen Verfehlungen, sondern in einem Verhalten, das sie mit eigenen Worten so beschreibt: "Ich war an gar keinen Tadel mehr gewöhnt. Zu Hause wagte mir kaum noch jemand etwas zu sagen; meine Freundinnen hingen mit Liebe und Bewunderung an mir. So lebte ich in der naiven Selbsttäuschung, dass alles an mir recht sei: wie es bei ungläubigen Menschen mit einem hochgespannten ethischen Idealismus häufig ist. Weil man für das Gute begeistert ist, glaubt man selbst gut zu sein. Ich hatte es auch immer als mein gutes Recht angesehen, auf alles Negative, was mir auffiel, auf Schwächen, Irrtümer, Fehler anderer Menschen schonungslos den Finger zu legen, oft in spottendem und ironischem Ton. Es gab Leute, die mich "entzückend boshaft" fanden." Von diesem Hochmut war sogar ihre Mutter nicht ausgeschlossen, denn sie gesteht: "Ja, ich war so albern, dass ich mich der Arbeitskleidung und der harten Arbeitshände meiner lieben Mutter schämte, wenn sie gerade vom Holzplatz heimkam."

Und über ihre Mitstudenten bemerkt sie: "Die Masse der Studenten betrachtete ich als quantité négligeable. Ich ging durch die Hörsäle, ohne auf sie zu achten, und wählte möglichst einen Platz in der ersten Reihe, um ungestört der Vorlesung folgen zu können." Dieser Hochmut war so stark geworden, dass ihr vor ihrer Abreise nach Göttingen von einem von ihr "hochgeschätzten Mann" gesagt wurde: "Nun wünsche ich Ihnen, dass Sie in Göttingen Menschen treffen möchten, die Ihnen recht zusagen. Denn hier sind Sie doch etwas gar zu kritisch geworden."

"Die Vorzüge des preußischen Wesens"

Diese Haltung persönlichen Hochmuts nahm in Verein mit anderen geradezu Allmachtsideen an: "Aber wenn wir unsere ganze Kraft einsetzten, die kleine Schar von Freunden, auf die ich mich verlassen konnte, und ich – dann würden wir schon mit allen "Teufeln" fertig werden." Von daher war es für Edith Stein überhaupt keine Frage, auf ihre Art auch am Krieg teilzunehmen, sich nämlich zum Lazarettendienst zu melden, denn "warum sollte ich es besser haben als sie?" Sie war ja überzeugt: "Ich habe jetzt kein eigenes Leben mehr. ... Meine ganze Kraft gehört dem großen Geschehen. Wenn der Krieg vorbei ist und wenn ich dann noch lebe, dann darf ich wieder an meine privaten Angelegenheiten denken." ... Und so "verfolgten wir im Siegesjubel den Vormarsch unserer Armeen in Frankreich, bezeichneten sie mit bunten Stecknadelköpfen auf unsern Landkarten und warteten auf den Tag, wo ‚wir‘ in Paris einrücken könnten. Es war wie eine glanzvollere Wiederholung des Feldzugs von 1870, den wir aus den Schulbüchern im Kopf hatten und unsere Eltern aus eigenem Miterleben. Ganz unfasslich war der große Rückschlag der ersten Marneschlacht."

Eingebettet in einen sich überlegen dünkenden preußischen Nationalismus, war da ein regelrechter Stolz entstanden, der keine andere Größe mehr anerkannte. So erklärt es sich leicht, dass "ich mir" in Göttingen "mehr als daheim der Vorzüge des preußischen Wesens bewusst und ... in meinem Preußentum bestärkt [wurde]." Mit dieser Haltung war Edith Stein damals gewiss keine Ausnahme, aber es ist voll gerechtfertigt, wenn sie von "radikalem Unglauben" spricht, jener Haltung der Selbstherrlichkeit, der "Willkür und Hoffart im Erkennen;" eine höhere Instanz oder eine transzendente Größe ist da nicht nötig, wird eher belächelt; im Grunde geht es um die Urversuchung des Menschen schlechthin: Sein zu wollen wie Gott.

4. Grenzerfahrungen

"die unerbittliche Wand"

Im Wintersemester 1913, also bereits in ihrem zweiten Göttinger Semester, begann sie neben ihrer Vorbereitung auf das Staatsexamen mit ihrer Doktorarbeit, wozu sie niemand gezwungen hatte. Dabei geriet sie in die größte Krise ihres Lebens: "Dieses Ringen um Klarheit vollzog sich nun in mir unter großen Qualen und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Damals habe ich das Schlafen verlernt, und es hat viele Jahre gedauert, bis mir wieder ruhige Nächte geschenkt wurden. Nach und nach arbeitete ich mich in eine richtige Verzweiflung hinein. Es war zum erstenmal in meinem Leben, dass ich vor etwas stand, was ich nicht mit meinem Willen erzwingen konnte. Ohne dass ich es wusste, hatten sich die Kernsprüche meiner Mutter: ‚Was man will, das kann man‘ und ‚Wie man sich’s vornimmt, so hilft der liebe Gott‘ ganz tief in mir festgesetzt. Oft hatte ich mich damit gerühmt, das mein Schädel härter sei als die dicksten Mauern, und nun rannte ich mir die Stirn wund, und die unerbittliche Wand wollte nicht nachgeben. Das brachte mich so weit, dass mir das Leben unerträglich schien. ... Ich konnte nicht mehr über die Straße gehen, ohne zu wünschen, dass ein Wagen über mich hinwegführe. Und wenn ich einen Ausflug machte, dann hoffte ich, dass ich abstürzen und nicht lebendig zurückkommen würde. Es ahnte wohl niemand, wie es in mir aussah. In der Philosophischen Gesellschaft und in Reinachs Seminar war ich glücklich bei der gemeinsamen Arbeit; ich fürchtete nur das Ende dieser Stunden, in denen ich mich geborgen fühlte, und den Wiederbeginn meiner einsamen Kämpfe. Einige mal im Semester verlangte Husserl Rechenschaft über den Fortgang meiner Arbeit. Ich musste dann abends zu ihm kommen. Aber eine Erleichterung brachten diese Gespräche nicht. ... Ich ging fort und konnte mir sagen, dass ich manches gelernt hatte – aber wenig für meine Arbeit." Dafür half ihr Adolf Reinach weiter. Nach zwei Besuchen bei ihm „war ich wie neugeboren. Aller Lebensüberdruß war verschwunden. Der Retter aus der Not erschien mir wie ein guter Engel. Es war mir, als hätte er durch ein Zauberwort die ungeheuerliche Ausgeburt meines armen Kopfes in ein klares und wohlgeordnetes Ganzes verwandelt." Adolf Reinach hat sie von ihrem Lebensüberdruß und ihren Todessehnsüchten befreit und ihr ihr Selbstvertrauen wieder gegeben, so dass sie Ende 1913 unbeschwert in die Ferien fahren konnte.

"absolute Machtlosigkeit"

Von einer weiteren absoluten Grenzerfahrung berichtet Edith Stein in einem Brief vom 12. Februar 1918 an Roman Ingarden: "Die lebhafteste Vorstellung Ihrer –mir nur zu gut verständlichen – trostlosen Stimmung zusammen mit dem Gefühl des Unvermögens, Ihnen etwas zu sein: das war ein bisschen zu viel für mein immer noch etwas labiles seelisches Gleichgewicht. Dieses Gefühl der absoluten Machtlosigkeit ist etwas, worin ich mich gar zu schwer finden kann. Vielleicht weil ich anderen gegenüber mit sehr viel geringerem Einsatz etwas ausgerichtet habe. Aber man muss wohl mal die eigene Ohnmacht recht nachdrücklich zu Gemüte geführt bekommen, um von dem grenzenlosen naiven Vertrauen auf sein Wollen und Können, wie ich es früher besaß, geheilt zu

werden." Möglicherweise denkt Edith Stein an ihre frühere "Allmachtsideen"; doch ist dieser Brief nach dem Tod von Adolf Reinach am 16. November 1917 und seiner Beerdigung am 31. Dezember 1917, an der Edith Stein teilgenommen hatte, geschrieben. Roman Ingarden erinnert sich: "Ich habe ihre Reaktion nach seinem Tod gesehen. Was für einen schrecklichen Eindruck hat Reinachs Tod auf sie gemacht! Ich bin der Meinung, dass es der Anfang gewisser Wandlungen war, die sich in ihr später vollzogen." Das bedeutet, dass "diese absolute Machtlosigkeit" auch darin begründet ist. Immerhin sieht sie jetzt schon ein, dass es der "eigenen Ohnmacht" bedarf, um vom "naiven Vertrauern ... geheilt zu werden." Ich glaube aber nicht, dass erst der Tod Adolf Reinachs der Anfang gewisser Wandlungen war, sondern dass damit ein Prozess vorangebracht wurde, der durch die Begegnung mit der Phänomenologie angestoßen worden war.

5. Die Welt der Phänomene

Am 17. April 1913 zog Edith Stein nach Göttingen, zunächst nur für ein Semester, wie sie dachte, "im tiefsten Herzen hatte ich aber – wie sie [meine Mutter]wohl auch – eine geheime Ahnung, dass es ein schärfer einschneidender Abschied sei." Edith hatte in ihrem vierten Semester den Eindruck bekommen, "dass Breslau mir nichts mehr zu bieten hätte und dass ich neue Anregungen brauchte." Ihre Überzeugung, die sie sich durch die Lektüre von Husserls Logischen Untersuchungen gebildet hatte, dass "Husserl der Philosoph unserer Zeit sei", ließ ihre Wahl auf Göttingen fallen.

"Ein erster Blick in eine ganz neue Welt"

Ganz anders als in Breslau, wo Edith Stein in ihrer eigenen Welt lebte und von da aus ihre Entscheidungen traf, ist sie hier offen für Begegnungen, die ihr weiterhalfen, sobald der richtige Zeitpunkt dafür gekommen war. Die Begegnung mit der Phänomenologie, die Edith Stein als "neue Scholastik" bezeichnet, "weil der Blick sich vom Subjekt ab- und den Sachen zuwendete: die Erkenntnis schien wieder ein Empfangen, das von den Dingen sein Gesetz erhielt, nicht ... ein Bestimmen, das den Dingen sein Gesetz aufnötigte", diese Begegnung bewirkte einen Wandel in ihr, allerdings nicht in Form der Lektüre der "Logischen Untersuchungen" Husserls, wiewohl ihre religiöse Entwicklung ohne ihn undenkbar ist, sondern vermittelt durch Adolf Reinach und vor allem durch Max Scheler. Über ihre Begegnung mit Adolf Reinach schreibt sie: "Ich war nach dieser ersten Begegnung sehr glücklich und von einer tiefen Dankbarkeit erfüllt. Es war mir, als sei mir noch nie ein Mensch mit einer so reinen Herzensgüte entgegengekommen. Dass die nächsten Angehörigen und Freunde, die einen jahrelang kennen, einem Liebe erweisen, schien mir selbstverständlich. Aber hier lag etwas ganz anderes vor. Es war wie ein erster Blick in eine ganz neue Welt," fast etwas Religiöses. Und über ihre erste Begegnung mit Max Scheler lesen wir: "Der erste Eindruck, den Scheler auf mich machte, war faszinierend. Nie wieder ist mir an einem Menschen so rein das ‚Phänomen der Genialität‘ entgegengetreten. Aus seinen großen blauen Augen leuchtete der Glanz einer höheren Welt", auch hier Anklänge an Religiöses. Die Begegnung mit diesen drei großen Gestalten – Husserl, Reinach, Scheler – hat in Edith Stein die Sensibilität für das Religiöse geweckt.

"Die Welt des Glaubens stand plötzlich vor mir."

Mit folgenden Worten schreibt sie über dieses Neue in ihrem Leben: "Das war meine erste Berührung mit dieser mir bis dahin völlig unbekanntem Welt. Sie führte mich noch nicht zum Glauben. Aber sie erschloss mir einen Bereich von 'Phänomenen', an denen ich nun nicht mehr blind vorbeigehen konnte. Nicht umsonst wurde uns beständig eingeschärft, dass wir alle Dinge vorurteilsfrei ins Auge fassen, alle 'Scheuklappen' abwerfen sollten. Die Schranken der rationalistischen Vorurteile, in denen ich aufgewachsen war, ohne es zu wissen, fielen, und die Welt

des Glaubens stand plötzlich vor mir. Menschen, mit denen ich täglich umging, zu denen ich mit Bewunderung aufblickte, lebten darin. Sie mussten zumindest eines ernststen Nachdenkens wert sein. Vorläufig ging ich noch nicht an eine systematische Beschäftigung mit den Glaubensfragen; dazu war ich noch viel zu sehr von andern Dingen ausgefüllt. Ich begnügte mich damit, Anregungen aus meiner Umgebung widerstandslos in mich aufzunehmen, und wurde – fast ohne es zu merken – dadurch allmählich umgebildet.“ Breslau hatte ihr nichts mehr zu bieten, denn da lebte sie in ihrer eigenen Welt, in einer gewissen "Selbstverfangenheit;" ihr Drang, Neues zu erfahren und kennen zu lernen –ihre Suche nach der Wahrheit, sagen wir heute – wurde ihr zum glücklichen Verhängnis. Mit diesen Eindrücken geht sie 1914 nach dem Wintersemester in die Semesterferien. Aus dieser Zeit ihres Lebens, 1913-1916, als sie durch die Phänomenologie lernte, "alle Dinge vorurteilsfrei ins Auge" zu fassen, haben wir einige wertvolle Zeugnisse für den religiösen Prozess, den sie gerade durchmachte. So bekennt sie, dass drei windzersauste Bäume auf einem kahlen Hügel in der Umgebung von Göttingen "mich immer an die drei Kreuze auf Golgotha erinnerten," dass sie das dreimalige Läuten der Glocke von St. Albani wahrnahm, ohne dessen Bedeutung zu kennen, dass "ich in Göttingen Ehrfurcht vor Glaubensfragen und gläubigen Menschen gelernt hatte" und "sogar mit meinen Freundinnen manchmal in eine protestantische Kirche ging ..., aber ich hatte den Weg zu Gott noch nicht wiedergefunden."

Ein persönlicher Gott?

An was für einen „Gott“ denkt sie da wohl? Eine Bemerkung über ihren Studienkollegen Eduard Metis, dem sie in ihrer Selbstbiographie erstaunlich viel Platz einräumt, ist da aufschlussreich: "Als ich später in Göttingen anfang, mich mit religiösen Fragen zu beschäftigen, fragte ich ihn einmal brieflich nach seiner Gottesidee: ob er an einen persönlichen Gott glaube. Er antwortete kurz: Gott ist Geist. Mehr sei darüber nicht zu sagen. Das war mir, als ob ich einen Stein statt Brot bekommen hätte." Auch beim Lazarettendienst in Mährisch-Weiskirchen 1915 zeigt sich diese Offenheit für religiöse "Phänomene": "Als ich die paar Habseligkeiten ordnete, fiel mir aus dem Notizbuch des Verstorbenen [eines Soldaten] ein Zettelchen entgegen: es stand ein Gebet um Erhaltung seines Lebens darauf, das ihm seine Frau mitgegeben hatte. Das ging mir durch und durch. Ich empfand jetzt erst, was dieser Todesfall menschlich zu bedeuten hatte." Den Weg zu Gott hatte sie noch nicht gefunden, aber die Sehnsucht danach war da, offensichtlich nach einem persönlichen Gott und nicht nur nach einer religiösen Idee. Ihre Doktorarbeit hatte sie im Frühjahr 1916 mit einem "non liquet" abgeschlossen, doch zeigen sich in ihr bereits "die Prämissen für eine Öffnung auf das Göttliche." In der religiösen Praxis oder Sehnsucht war sie um diese Zeit wohl schon weiter, wie ihre Begegnung mit Hans Lipps im Juli 1916 in Dresden und die Begegnung mit jener unbekanntem Frau im sog. Frankfurter Dom, der St. Bartholomäuskirche, wohin Pauline Reinach sie begleitet hat, und der Besuch im Liebieg'schen Institut zeigen.

6. Der Durchbruch

Durch diese Erfahrungen gleichsam vorbereitet hat die Begegnung mit der jungen Witwe Anne Reinach in Edith eine tiefgreifende Wirkung ausgelöst.

"Erweis der Wahrheit der christlichen Religion"

Gegen Ende März 1918, zu Beginn der Karwoche, kam sie nach Göttingen, um zusammen mit Anne Reinach den Nachlass von Adolf Reinach zu sichten. Mehr als die Philosophie beeindruckte sie allerdings seine junge Witwe, doch war sie auf die religiöse Welt der Reinachs schon vorbereitet, denn einige Tage vorher, am 9. März 1918, schreibt sie an R. Ingarden "Vor einiger Zeit ... bekam ich eine Abschrift von Reinachs religions-philosophischen Notizen aus den letzten beiden Jahren,

sehr schöne Sachen. Ein paar Ausführungen sind so schön, dass man sie vielleicht als Fragment drucken könnte." Außerdem hat sie am Karfreitag an der Taufe von Pauline Reinach teilgenommen. Über den Eindruck, den Anne Reinach auf sie machte, berichtet als erster P. Johannes Hirschmann SJ in einem Brief vom 13. Mai 1950 an Schw. Teresia Renata Posselt: "Der entscheidendste Anlass zu ihrer Konversion zum Christentum war, wie sie mir erzählte, die Art und Weise, wie die ihr befreundete Frau Reinach in der Kraft des Kreuzesgeheimnisses das Opfer brachte, das ihr durch den Tod ihres Mannes an der Front des ersten Weltkrieges auferlegt war. In diesem Opfer erlebte sie den Erweis der Wahrheit der christlichen Religion und ward ihr geöffnet. Sie weilte damals nach dem Tode von Reinach in dessen Haus, um seinen Nachlass durchzusehen." So ist es bei aller Bemühung Edith Steins um philosophische Erkenntnis und Vertiefung wieder eine Person – ein gläubiger Mensch –, der ihr weitergeholfen hat. Wie recht hat sie mit ihrer Notiz von 1941: "Rettung rein durch die Barmherzigkeit Gottes ohne eigenes Verdienst"! Sie geht voll Angst nach Göttingen, "durch das Leiden gelähmt, alles erschien ihr aussichtslos und nichtig" und erlebt eine durch den christlichen Glauben gestärkte Frau.

Begegnung mit den Heiligen des Karmel

Es ist bisher nicht geklärt, wann Edith Stein zum ersten Mal von den Heiligen des Karmel, Teresa von Ávila und Johannes vom Kreuz, gehört oder gelesen hat. Vieles spricht für Sommer 1918, als Edmund Husserl Rudolf Ottos Buch *Das Heilige* gelesen hat, in dem Teresa von Ávila einmal erwähnt und Johannes vom Kreuz dreimal zitiert wird. Husserl ist von diesem Buch begeistert. Sollte Edith Stein, die zu diesem Zeitpunkt zwar nicht mehr Husserls wissenschaftliche Assistentin, aber weiterhin in Freiburg war und mit ihm in regem Austausch stand, von dieser Auseinandersetzung ihres Meisters mit Rudolf Otto, der so ganz selbstverständlich Teresa von Ávila und Johannes vom Kreuz zitiert, nichts mitbekommen haben? Noch im Oktober 1918 half sie bei der Pflege Husserls mit, als er an einer schweren Grippe erkrankt war. Eine Bestätigung dieser Vermutung könnte der sog. "religionsphilosophische Spaziergang" am 8. Juni 1918 mit Edmund Husserl und Martin Heidegger sein, von dem sie in einem Brief vom gleichen Tag an Roman Ingarden berichtet. Andreas Uwe Müller und M. Amata Neyer mutmaßen in ihrer Biographie: "Man darf wohl annehmen, dass Edith Stein Reinachs religionsphilosophische Notizen erwähnt, und dass Husserl über Rudolf Otto berichtet und über seinen Wunsch, durch die Phänomenologie die religiösen Ursprünge wieder freizulegen. Auch Martin Heideggers Gedanken gingen damals in diese Richtung. ... Er will seine Studenten dahin führen, das Wunder zu gewahren, dass es überhaupt etwas gibt. Und gegen die «gewaltsam unechte Religiosität» des Dogmatischen und der theoretischen Überformung will er die ursprüngliche Dimension des Religiösen im Leben wieder aufdecken. Dazu dienen ihm die Mystiker als geschichtlicher Anhaltspunkt, denn hier sind die Zurückwendung auf die eigene Erlebnissphäre und das Hinhören auf die Kundgabe des eigenen Bewusstseins ... lebendig greifbar: Ein Verlangen und ein Sich-Mühen um die lebendige Gegenwart Jesu. Echte Religion lasse sich, wie er in einem Vortrag im August 1917 ausführt, nicht erphilosophieren, sondern beginne und ende mit der Geschichte. Mit Meister Eckhart, Teresa von Ávila und Bernhard von Clairvaux will er zum Ursprung zurück. ... Von hier aus hatte er sich Rudolf Ottos Buch *Das Heilige* und – wie Reinach – der Religionsphilosophie Schleiermachers zugewendet." Auch Edith Steins Interesse galt von nun an verstärkt Schleiermacher, denn zu ihrem Geburtstag am 12. Oktober 1918 ließ sie sich die gesammelten Predigten Schleiermachers schenken. Offensichtlich hat sich in ihr im Sommer 1918 etwas in Richtung auf die religiöse Frage bewegt, so dass sie für die von Rudolf Otto erwähnten Mystiker des Karmel, Teresa von Ávila und Johannes vom Kreuz, durchaus sensibilisiert gewesen sein könnte.

Edith Stein als eine Suchende

In einem 1984 gegebenen Interview erzählt Philomena Steiger von ihrer Begegnung mit Edith Stein in den Jahren 1916-1919 in Freiburg. Sie nennt sie eine "Suchende", und spricht mit ihr ausführlich über den Geist des Karmel, speziell den Propheten Elija: "Und in der Kraft dieser Speise ... ist Elias dann gewandert bis zum Berg Horeb. ... Und er war eigentlich dann der Begründer von den Karmelklöstern. ... Aber wir haben Karmelklöster nicht nur im Karmelgebirge und am Hermon und am Hebron, sondern auch hier. Und Elias war eigentlich der tiefste Begründer ..." Ähnlich auch in dem Bericht bei W. Herbsttrith; da heißt es noch: "Edith Stein hörte still zu, und mit ihren großen dunklen Augen schaute sie mich unentwegt an." Meines Erachtens müssen diese Berichte mit Vorbehalt aufgenommen werden, da sie erst 1984 entstanden sind, also mehr als 65 Jahre nach der Begegnung; Philomena Steiger gibt auch an, dass sie inzwischen viel von und über Edith Stein gelesen habe, so dass sich die Eindrücke leicht vermischten. Die Information über die Karmelklöster auf dem Hermon und dem Hebron stimmt jedenfalls nicht, denn dort gab und gibt es keine, und auch nicht "im Karmelgebirge," wohl oberhalb Haifas; auch die Bezeichnung Edith Steins als "Atheistin" kommt mir wenig glaubhaft vor; außerdem hatte Edith Stein keine dunklen, sondern graue Augen. Zu Recht kann man sich auch fragen, warum Steiger keine Aussage für den Seligsprechungsprozess gemacht hat.

"Ein positives Christentum"

In ihren Briefen aus dieser Zeit spürt man eine allmähliche Veränderung; so schreibt sie am 6. Juli 1918 an ihre Schwester Erna: "Es tut mir wirklich weh, bei Dir und bei Rosa so pessimistische Wendungen zu finden. Ich möchte Euch so gerne etwas von dem einflößen, was mir nach jedem neuen Schlag wieder frische Kraft gibt. Ich kann nur sagen, dass ich nach allem, was ich im letzten Jahr durchgemacht habe, das Leben stärker bejahe denn je." Und am 23. Juli 1918: "Man ist auf der Welt, um zu leben, und soll das Schöne, was es gibt, dankbar hinnehmen. Man soll nur nicht verzweifeln, wenn es anders geht, als man sich's gedacht hat. Man soll dann an das denken, was einem noch bleibt, und auch daran, dass man hier doch schließlich zu Besuch ist und dass alles, was einen jetzt so schrecklich bedrückt, am Ende gar nicht so wichtig ist oder doch eine ganz andere Bedeutung hat, als man jetzt erkennen kann." Damit versucht sie, ihre Schwester zu trösten und ihr Mut zuzusprechen.

Und in einem Brief an Roman Ingarden vom 10. Oktober 1918 ist sogar vom Christentum die Rede: "Glück wünschen in Ihrem Sinn werden Sie mir niemals. Aber in einem anderen Sinne dürfen Sie es schon heute. Ich weiß nicht, ob Sie es aus früheren Äußerungen schon entnommen haben, dass ich mich mehr und mehr zu einem durchaus positiven Christentum durchgerungen habe. Das hat mich von dem Leben befreit, das mich niedergeworfen hatte und hat mir zugleich die Kraft gegeben, das Leben aufs neue und dankbar wieder aufzunehmen. Von einer ‚Wiedergeburt‘ kann ich also in einem tiefsten Sinne sprechen."

Ich empfand katholisch.

In einem Brief an Roman Ingarden vom 29. November 1925, also im Rückblick, schreibt sie über diese Freiburger Zeit des Jahres 1918: "Natürlich kann ich an Freiburg nicht mit Freude zurückdenken. Erinnern Sie sich, dass Sie mir damals sagten, ich sei ‚zu katholisch‘? Ich verstand es damals nicht. Heute verstehe ich es und weiß, wie weit Sie recht hatten. Ich empfand in der Tat katholisch. Aber weil mir das katholische Dogma mit seinen praktischen Konsequenzen fremd war, konnte ich das nicht rechtfertigen, was ich empfand, und so verbanden sich der Kopf und die Sinne, um dem Herzen Gewalt anzutun. Was dabei herauskam, wissen Sie." Damit gibt sie wohl einen der wichtigsten Gründe an, warum es ihr damals so schlecht ging. Sie stand mit sich selbst im Zwiespalt, der durch ihr Bestreben nach Wahrhaftigkeit eher verstärkt wurde.

"Eine geistige Wiedergeburt"

Diese neue Religiosität findet auch in den Schriften aus jener Zeit ihren Niederschlag. In Individuum und Gemeinschaft finden sich Hinweise auf ihr inneres Ringen und erste seelische Umformungen, und in Psychische Kausalität, beides 1918/19 entstanden, ist explizit von Gott die Rede: "Es gibt einen Zustand des Ruhens in Gott der völligen Entspannung aller geistigen Tätigkeit, in dem man keinerlei Pläne macht, keine Entschlüsse fasst und erst recht nicht handelt, sondern alles Künftige dem göttlichen Willen anheim stellt, sich gänzlich ‚dem Schicksal überlässt‘. Dieser Zustand ist mir etwa zuteil geworden, nachdem ein Erlebnis, das meine Kräfte überstieg, meine geistige Lebenskraft völlig aufgezehrt und mich aller Aktivität beraubt hat. Das Ruhen in Gott ist gegenüber dem Versagen der Aktivität aus Mangel an Lebenskraft etwas völlig Neues und Eigenartiges. Jenes war Totenstille. An ihre Stelle tritt nun das Gefühl des Geborgenseins, des aller Sorge und Verantwortung und Verpflichtung zum Handeln Enthobenseins. Und indem ich mich diesem Gefühl hingebende, beginnt nach und nach neues Leben mich zu erfüllen und mich – ohne alle willentliche Anspannung – zu neuer Betätigung zu treiben. Dieser belebende Zustrom erscheint als Ausfluss einer Tätigkeit und einer Kraft, die nicht die meine ist und, ohne an die meine irgendwelche Anforderungen zu stellen, in mir wirksam wird. Einzige Voraussetzung für solche geistige Wiedergeburt scheint eine gewisse Aufnahmefähigkeit zu sein, wie sie in der dem psychischen Mechanismus enthobenen Struktur der Person gründet." Edith Stein spricht darin eine Erfahrung an, die an das von Teresa von Ávila beschriebene Gebet der Ruhe erinnert. Das zeugt nicht nur von einer Sensibilität für das Religiöse, sondern ist eine religiöse Erfahrung. Zum anderen spricht sie von einem "Erlebnis, das meine Kräfte überstieg, meine geistige Lebenskraft völlig aufgezehrt und mich aller Aktivität beraubt hat." Was für ein Erlebnis meint sie?

Vielleicht war es die Enttäuschung über das Scheitern ihrer Beziehung zu Hans Lipps und der Zusammenarbeit mit Husserl, für den sie Hunderte von Seiten aus stenographischen Aufzeichnungen übertragen hat, bei ihm aber nur auf Desinteresse gestoßen ist, oder auch die Zurückweisung ihres Habilitationsversuches in Freiburg oder noch andere Gründe. C. M. Wulf schreibt dazu: "Die Enttäuschung saß tief. Im Manuskript des Aufsatzes *Die ontische Struktur der Person und ihre erkenntnistheoretische Problematik* findet man eine markante Änderung: Vierfach, die Feder fest aufgedrückt, strich Stein die Worte ‚die liebende Hingabe‘ aus. Die sich im Schriftbild zeigende Emotionalität der Streichung und die Tatsache, dass sie sachlich nicht begründet ist, legen nahe, dass Stein hier ihrer Enttäuschung Ausdruck gibt."

Im September 1921, nachdem sie durch die Lektüre der Selbstbiographie Teresas von Ávila völlige Klarheit erreicht hat, wird sie über diese Arbeiten zwar sagen: "Sie sind mir etwa so, wie einer Schlange ihre abgestreifte Haut sein mag. Ich sehe sie am liebsten gar nicht mehr an," aber für ihren Weg vom "radikalen Unglauben" zum "wahren Glauben" sind sie ein Meilenstein; die darin geschilderten Erfahrungen sind eine "Wiedergeburt" für sie.

7. Der Weg zur Konversion in die katholische Kirche

Ende 1918 hatte sich Edith Stein den religiösen Phänomenen geöffnet und zu einem positiven Christentum durchgerungen. Damit war ihre innerliche Auseinandersetzung aber noch nicht zu Ende. Falls sie Christin werden wollte, sah sie sich mit der Frage konfrontiert, ob sie evangelisch oder katholisch werden sollte.

Die christlichen Klassiker

Hilfen auf diesem Weg sind für sie die Lektüre des Neuen Testaments, sodann Augustinus, was sie bereits in einem Brief vom 20. Februar 1917 Roman Ingarden vorschlägt: "Es ist unmöglich, eine Lehre von der Person abzuschließen, ohne auf Gottesfragen einzugehen, und es ist unmöglich zu

verstehen, was Geschichte ist. ... Es sind die Fragen, die mich interessieren. Vielleicht lesen wir zusammen Augustin, wenn Sie wiederkommen?" Dass sie tatsächlich Augustinus gelesen hat, bezeugt Pauline Reinach im Seligsprechungsprozess. Von Erich Przywara SJ wissen wir, dass sie Ignatius von Loyola gelesen hat, und sie selbst bezeugt ihre große Verehrung zum hl. Franz von Assisi.

Studium der evangelischen und katholischen Dogmatik

Eine gewisse Hilfe bei ihrem Entscheidungsprozess war auch Johann Adam Möhler mit seiner Symbolik der "einen gewissen Eindruck auf mich gemacht hat," wie sie am 8. November 1927 an Roman Ingarden schreibt, als sie ihm ihren Weg näher bringen möchte. In diesem Brief verrät sie etwas von ihrem eigenen Weg: "Es scheint, als müssten Sie erst auf intellektuellem Weg bis an die Grenzen der ratio und damit an die Pforten des Mysteriums kommen." Einige Tage später schreibt sie ihm: "Das wird von uns verlangt: uns zu entscheiden ohne einen Garantieschein. Das ist das große Wagnis des Glaubens. Der Weg geht vom Glauben zum Schauen, nicht umgekehrt. Wer zu stolz ist, durch dies enge Pförtchen zu gehen, der kommt nicht hinein. Wer aber hindurchgeht, der gelangt schon in diesem Leben zu immer hellerer Klarheit und erfährt die Berechtigung des *credo ut intelligam*." Was sie da im Rückblick Ingarden nahe legt, ist ihr eigener Weg, denn in ihren Studien ging sie bis an die Grenzen der ratio, doch eine Entscheidung bewirkte das nicht. Scheebens *Mysterien des Christentums* lernte sie erst später kennen, doch hat offensichtlich auch Søren Kierkegaard mit seiner *Einübung ins Christentum* eine gewisse Wirkung auf sie gehabt, obwohl sie ihn namentlich nicht erwähnt.

"seelische Kämpfe"

Diese ganze Auseinandersetzung führte 1920 zu einer tiefen seelischen Krise, die bis Anfang 1921 andauerte: "Während dieses ganzen Jahres war ich in Breslau. Es brannte mir zwar dort der Boden unter den Füßen. Ich befand mich in einer inneren Krisis, die meinen Angehörigen verborgen war und die in unserem Haus nicht gelöst werden konnte. ... Mir ging es damals gesundheitlich recht schlecht, wohl infolge der seelischen Kämpfe, die ich ganz verborgen und ohne jede menschliche Hilfe durchmachte." In einem Text aus *Wege der Gotteserkenntnis* von 1941 könnte dieser Kampf durchscheinen, wo sie unter der Überschrift "Über-natürliche Gotteserfahrung, Glaube und natürliche Gotteserkenntnis" folgendes schreibt: "Denken wir uns aber den Übergang von der natürlichen Gotteserkenntnis zur übernatürlichen Gotteserfahrung ohne Vermittlung durch den Glauben, d. h. als Begnadung eines zuvor Ungläubigen, und wird diese Erfahrung ‚angenommen‘, so werden sich die verschiedenen Arten der Erfüllung darin verbinden, und das Ganze wird viel stärker den Charakter einer inneren Erschütterung und Umwandlung haben." Doch sicherlich hat die schwierige Verlobungszeit ihrer Schwester Erna mit Hans Biberstein, mit allem, was dieser für sie bedeutete, auch dazu beigetragen, denn nachdem sie am 5. Dezember 1920 endlich geheiratet hatten, ging es Edith Stein auch wieder besser.

Teresa von Ávila

In dieses ihr Bemühen um eine Entscheidung, die nicht einfach ein rationaler Vorgang, sondern ein existentielles Geschehen mit weitreichenden Folgen für ihr persönliches Leben sein würde, ist ihre Begegnung mit Teresa von Ávila zu stellen. Edith Stein steht unter Entscheidungsdruck; rational war sie an ihre Grenzen gekommen, doch nun geht es darum, sich "zu entscheiden ohne einen Garantieschein." Am 10. März 1921 schreibt sie an Roman Ingarden, dass sie eine Reise nach Göttingen plane, evtl. auch nach Bergzabern. Offensichtlich ahnte sie, was ihr bevorstand, denn ihren Rückblick auf die glücklichen Göttinger Jahre leitet sie so ein: "Es war ein weiter Weg, den

ich zurückgelegt hatte von jenem Apriltag im Jahre 1913, an dem ich zum erstenmal nach Göttingen kam, bis zum März 1921, als ich wieder einmal dorthin fuhr – der größten Entscheidung meines Lebens entgegen." Dabei ging es nicht nur um die Frage der Konversion zum Christentum, sondern auch darum, ob sie wie fast alle ihre Freunde protestantisch oder aber katholisch werden sollte. "Eine kurze Zeit schien der Protestantismus die ‚normale‘ christliche Konfession für die Intellektuellen zu sein," schreibt H.-B. Gerl. In ihrer Göttinger Zeit, so Edith Stein, "ging ich mit meinen Freundinnen sogar manchmal in eine protestantische Kirche (die Vermischung von Religion und Politik, die dort in den Predigten vorherrschte, konnte mich freilich nicht zur Kenntnis eines reinen Glaubens führen und stieß mich auch oft ab)." Zu Hedwig Conrad-Martius sagte sie nach einem Besuch der protestantischen Kirche von Bergzabern, offensichtlich im Sommer 1921: "Im Protestantismus ist der Himmel geschlossen, im Katholizismus ist er offen."

In diesem biographischen und seelischen Kontext Edith Steins ist nun die Aussage von Pauline Reinach anzusiedeln, die sie am 18. August 1965 für den Seligsprechungsprozess macht: "Im Lauf des Sommers 1921, als die Dienerin Gottes im Begriffe war, von uns wegzugehen, luden sie meine Schwägerin und ich ein, ein Buch aus unserer Bibliothek auszuwählen. Ihre Wahl fiel auf eine Biographie der hl. Teresa von Ávila, von ihr selbst geschrieben. Über dieses Detail bin ich mir absolut sicher." Das war Ende Mai, als Edith Stein von Göttingen nach Bergzabern ging. Mit dem Nachsatz weist Pauline Reinach die überall verbreitete Version von Teresia Renata Posselt zurück, dass Edith Stein dieses Buch in Bergzabern aufs Geratewohl in die Hände gefallen sei, und sie es in einer Nacht gelesen habe. Sie nahm das Buch vielmehr von Göttingen nach Bergzabern mit, hat vielleicht schon während der damals stundenlangen Bahnfahrt mit der Lektüre begonnen! Die Entscheidung, sich in der katholischen Kirche taufen zu lassen, fiel allerdings in Bergzabern, offensichtlich auch in Gesprächen mit Hedwig Conrad-Martius, ihrer Freundin und Gastgeberin, die darüber berichtet: "Als Edith Stein zum letzten Mal bei uns war, befanden wir uns beide in einer religiösen Krise. Wir gingen beide wie auf einem schmalen Grate dicht nebeneinander her, jede in jedem Augenblick des göttlichen Rufs gewärtig. Er geschah, führte uns aber nach konfessionell verschiedenen Richtungen. Hier ging es um Entscheidungen, in denen sich die letzte Freiheit des Menschen, durch die er eben schöpfungsmäßig zur Person geadelt ist, mit der Berufung Gottes, der man zu gehorchen hat, für menschliche Augen unentwirrbar ineinanderknüpft. Es gab jedoch kein Ausweichen. Und wie es bei den Anfangsschritten, nachdem uns die Gnade ergriffen hatte, zu sein pflegt: es kam eine gewisse, wenn auch immer nur in kurzen Gesprächen und Worte leise geäußerte gegenseitige Aggression in unseren Verkehr. In diesem Zusammenhang fiel das erwähnte Wort: *Secretum meum mihi*. Es war eine etwas schroffe Geste der Abwehr mir gegenüber. Ähnliches geschah aber auch umgekehrt." Diese freundschaftliche Auseinandersetzung zeigt, dass Edith Steins Entscheidung zugunsten der Taufe in der katholischen Kirche doch nicht so glatt ablief, wie das der Bericht von Teresia Renata Posselt suggeriert.

Edith Stein selbst schreibt über ihre Begegnung mit Teresa von Ávila in ihrer autobiographischen Schrift *Wie ich in den Kölner Karmel kam* (18. Dezember 1938): "Seit zwölf Jahren [bezogen auf das Ende ihrer Münsteraner Tätigkeit, Ende April 1933] war der Karmel mein Ziel. Seit mir im Sommer 1921 das ‚Leben‘ unserer hl. Mutter Teresia in die Hände gefallen war und meinem langen Suchen nach dem wahren Glauben ein Ende gemacht hatte." Sie spricht vom „wahren Glauben“, die Worte „Das ist die Wahrheit“ stehen bei Teresia Renata Posselt. Da sie bereits entschlossen war, Christin zu werden, geht es hier nicht um den Gegensatz Atheismus – Wahrheit, sondern um die Alternative zwischen katholischer und protestantischer Konfession. Mit dem Ausdruck „wahrer Glaube“ benutzt sie die damals typische Terminologie, mit der sich die Katholiken von den Protestanten absetzten, wenn erstere behaupteten, den wahren Glauben zu haben und ihn zugleich den anderen absprachen. Sie hatte ja schon in ihrer Göttinger Zeit den Eindruck bekommen, dass sie in der protestantischen Kirche "nicht zur Kenntnis eines reinen Glaubens" gelangen könnte. Gertrud Koebner bestätigt Edith Steins Aussage, dass "sie nie evangelisch werden könne, wenn man ihr auch diesen Übertritt leichter verzeihe."

Warum gerade Teresa von Ávila?

Ein wichtiger Grund ist, dass sie in Teresa einer Frau begegnete, die sich gerade in ihrer *Vida* als ein sehr wahrhaftiger Mensch erweist, ja zur "WAHRHEIT" sogar Du sagen kann; sodann mag sie sich in vielen ihrer geistlichen Erfahrungen wiedergefunden haben, vor allem aber in Teresas innerem Beten, denn da liest sie: "Meiner Meinung nach ist inneres Beten nichts anderes als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt." Sie erlebt gelebten Glauben und nicht eine Information über den Glauben.

8. Zusammenfassung

Edith Steins Entschluss, sich im Alter von 15 Jahren "das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss abzugewöhnen," hat nicht ihren Atheismus begründet, wohl aber zu einer Haltung geführt, die sie "radikalen Unglauben" nannte, also stolze Selbstherrlichkeit. Durch die Phänomenologie, die ihr beibrachte, "alle Dinge vorurteilsfrei ins Auge zu fassen, alle 'Scheuklappen' abzuwerfen," und die Begegnung mit deren Vertretern wurde diese Selbstverfangenheit aufgebrochen. Ihre theoretische Auseinandersetzung damit in ihrer Dissertation, dann vor allem die Begegnung mit Anne Reinach, an der sie den "Erweis der Wahrheit der christlichen Religion" erlebte, verursachten ihr zunächst schwere seelische Kämpfe, die durch die Entscheidung, ob sie protestantisch oder katholisch werden sollte, noch verschärft wurden. Obwohl sie "auf intellektuellem Weg bis an die Grenzen der ratio" gekommen war, wurde ihr "der wahre Glaube" durch die Lektüre der *Vida* Teresas von Avila geschenkt.